Thomas A. Szlezák

Was Europa den Griechen verdankt

Von den Grundlagen unserer Kultur in der griechischen Antike

Mohr Siebeck UTB

UTB **3394**

Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Böhlau Verlag · Köln · Weimar · Wien
Verlag Barbara Budrich · Opladen · Farmington Hills
facultas.wuv · Wien
Wilhelm Fink · München
A. Francke Verlag · Tübingen und Basel
Haupt Verlag · Bern · Stuttgart · Wien
Julius Klinkhardt Verlagsbuchhandlung · Bad Heilbrunn
Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft · Stuttgart
Mohr Siebeck · Tübingen
Orell Füssli Verlag · Zürich
Ernst Reinhardt Verlag · München · Basel
Ferdinand Schöningh · Paderborn · München · Wien · Zürich
Eugen Ulmer Verlag · Stuttgart
UVK Verlagsgesellschaft · Konstanz
Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen
vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Thomas Alexander Szlezák

Was Europa den Griechen verdankt

Von den Grundlagen unserer Kultur in der griechischen Antike

Mohr Siebeck

Thomas Alexander Szlezák, geboren 1940; Studium der Geschichte, Latinistik, Gräzistik und der Philosophie; 1969 Promotion; 1976 Habilitation; 1976–83 Privatdozent an der Universität Zürich; 1983–90 Ordinarius für Klassische Philologie an der Universität Würzburg; 1990–2006 Ordinarius für Griechische Literatur an der Universität Tübingen.

ISBN 978-3-8252-3394-5 (UTB)
ISBN 978-3-16-149493-2 (Mohr Siebeck)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detailliertere bibliografische Daten sind im Internet über *http://dnb.d-nb.de* abrufbar.

© 2010 Mohr Siebeck, Tübingen.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Martin Fischer in Tübingen aus der Stempel Garamond und der OdysseaU gesetzt und von Hubert & Co. in Göttingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und gebunden.

Dem internationalen Platoniker-Kreis
vom Heiligkreuztal
gewidmet

Vorwort

Zustandekommen und Intention des Buches sind in den Prolegomena erläutert. Für das Vorwort bleibt die angenehme Pflicht der Danksagung.

Martin Hengel, der große Neutestamentler und Judaist (1926–2009), war einer der ersten, die mir rieten, meine letzte Vorlesung als Buch zu veröffentlichen. Sein Wort hatte besonderes Gewicht sowohl für mich als Autor als auch für den Verlag, dem er so verbunden war. Mit Dankbarkeit denke ich auch an die vertrauensvolle Zusammenarbeit zurück, die sich aus meiner mehrjährigen Lehrtätigkeit im Rahmen von Martin Hengels Philipp Melanchthon Stiftung ergab. Hier spürte ich immer deutlicher, welches Interesse die griechische Antike auch außerhalb des Kreises der beruflich mit ihr Befaßten erregen kann.

Dank gebührt auch dem Tübinger Studium Generale-Publikum. Nach Befragung so mancher Kollegen in anderen Städten neige ich zu der Ansicht, daß das Tübinger Studium Generale in Deutschland einzigartig ist: nirgends werden so viele Ringvorlesungen von einem so zahlreichen, interessierten und diskussionswilligen Publikum besucht wie in Tübingen. Es war eine Freude, vor solchen Hörern zu sprechen.

Das Manuskript der ursprünglichen Vorlesung schrieb Frau Lisa Härlin (Tübingen), die für den Druck überarbeitete Version wurde redaktionell betreut von Frau Julia Koloda (Augsburg), die auch das Register erstellte, die Lizenzen für den Abdruck der Bilder besorgte und die Korrekturabzüge mitlas. Ihnen beiden sei auch an dieser Stelle für ihre wertvolle Arbeit gedankt.

Die hervorragende Zusammenarbeit mit dem Verlag – mit Herrn Dr. H. Ziebritzki von der Verlagsleitung und Frau A. Krüger von der Herstellung – wird mir in bester Erinnerung bleiben.

Sommerhausen, 10. Mai 2010 Thomas Alexander Szlezák

Inhalt

Vorwort VII

Prolegomena 1

Kapitel 1
Homer und der europäische Literaturbegriff I: Die Ilias 11

Kapitel 2
Homer und der europäische Literaturbegriff II: Die Odyssee 33

Kapitel 3
Der neue Ton der frühgriechischen Lyrik 55

Kapitel 4
Die neuen Fragen der vorsokratischen Denker 85

Kapitel 5
Das Fest, die Spiele, der Sieger und das Siegeslied: Olympia und Pindar 107

Kapitel 6
Die athenische Demokratie und die Dichtung der Polis 131

Kapitel 7
Die Entdeckung des Relativismus.
Sophistik und antiautoritäres Denken 153

Kapitel 8
Der Beginn des europäischen Geschichtsdenkens. Herodot und Thukydides 173

Kapitel 9
Göttliches Gesetz und persönliches Daimonion: Sophokles und Sokrates 195

Kapitel 10
Theater und Zeitgeist: Euripides und Aristophanes 215

Kapitel 11
Die Begründung der europäischen Philosophie: Platon und Aristoteles 233

Kapitel 12
Über den kosmopolitischen Geist der griechischen Kultur 255

Literaturverzeichnis 273

Abbildungsnachweise 281

Register: Namen und Sachen 283

Prolegomena

Titel und Untertitel des Buches versuchen so klar wie möglich zu sein, doch in zwei Zeilen läßt sich das Thema nur in grobem Umriß angeben. Der Leser hat, bevor er sich auf die Lektüre einläßt, Anspruch auf zusätzliche Auskunft über die Entstehung des Buches, über die Intention des Autors und seine Art des Zugriffs auf die Zeugnisse der Kultur der Griechen, ebenso auch über seine Auffassung von ‚Europa'.

1. Niedergeschrieben wurden die hier vorgelegten Gedanken als Text einer Vorlesung unter gleichem Titel im Rahmen des Tübinger Studium Generale im Sommersemester 2006. Die Absicht war, einem hoch motivierten und sehr anspruchsvollen Publikum die Tatsache der Verwurzelung unserer europäischen Kultur in der griechischen Antike mehr verdeutlichend in Erinnerung zu rufen als erstmals darzulegen. Doch ‚Tatsachen' sind in der Geistes- und Kulturgeschichte noch mehr als in anderen Bereichen vom Standpunkt dessen abhängig, der sie (vermeintlich nur) ‚feststellt', und so geriet auch hier die beabsichtigte ‚Erinnerung' an Wohlbekanntes mehr und mehr zu einer Deutung, die bei den kundigen Hörern nicht nur den Eindruck des Vertrauten machte. Nach jeder Vorlesungsstunde kam die Frage, wann man das Gehörte werde nachlesen können.

Dieser allgemeinen Erwartung des ersten Publikums will die Veröffentlichung der Vorlesung nun nachkommen, wobei der Vorlesungscharakter des ursprünglichen Textes nach Möglichkeit getilgt werden mußte, die Vorstellung des Autors von der Art des Publikums aber dieselbe blieb: so wie die Studium Generale-Vorlesung nicht nur von einem interessierten Publikum mit guter Allgemeinbildung bei unterschiedlichster geistiger Herkunft und Orientierung gehört wurde, sondern auch von Fachkollegen und von Vertretern benachbarter Disziplinen, so wendet sich auch die gedruckte Version an alle, denen die Kultur der Griechen als Bestandteil unserer eigenen Identität nicht gleichgültig ist – unabhängig davon, ob sie mit dieser Kultur durch vermittelnde Instanzen oder aus eigenem Studium vertraut sind. Gleichgültig aber kann das griechische Erbe Europas niemandem sein, dem es mit der Aufgabe einer reflektierten Vergewisserung über den eigenen geistigen Standort ernst ist. Daß solche Vergewisserung zwar das Überkommene in den Blick nehmen muß, selbst aber nicht um der Vergangenheit, sondern um der eigenen Zukunft willen unternommen wird, bedarf keiner langen Erläuterungen.

2. Wofür steht also der Begriff ‚Europa' im Titel, und wen meint das ‚Wir', das hinter dem Hinweis auf ‚*unsere* Kultur' im Untertitel steht? Und mit welchem Anspruch, in welcher Haltung spricht der Autor im Namen dieses ‚Wir'?

Angesprochen ist nicht eine besondere Gemeinde von Philhellenen, Humanisten oder Bildungsbürgern – vielmehr ist an alle Europäer gedacht, die sich als solche fühlen, und zunächst an diejenigen unter ihnen, die ein Gespür für historische Zusammenhänge im Bereich der Ideen, der Werte, der Grundhaltungen und der Mentalitäten haben, sodann aber auch an die, denen die geistesgeschichtliche Perspektive eher fremd ist, denn *verdanken* kann man den entfernten Wurzeln der eigenen Identität auch dann viel, wenn man sich ihrer nicht, oder noch nicht, bewußt geworden ist. Wenn ein Großteil gerade der wertvollsten Ansätze und Errungenschaften, die die Identität Europas ausmachen, seine Wurzeln bei den Griechen hat, so folgt daraus keineswegs, daß der Autor, nur weil er sich ein Leben lang mit jener Kultur befaßt hat, deswegen nun einen besonderen Zugang zum *heutigen* Europa und so ein besonderes Recht beanspruchen würde, für und über Europa und seine geistige Eigenart zu sprechen – er spricht vielmehr als Europäer zu anderen Europäern in der Hoffnung, daß der Beitrag aus der Perspektive seines Faches die gleiche Beachtung finden wird wie der Beitrag anderer Disziplinen, die sich um den Begriff Europa bemühen.

3. Was die vorausgesetzte Gemeinschaft aller europäisch Erzogenen und europäisch Empfindenden verbindet, wird sich kaum umfassend katalogisieren, noch weniger exakt definieren lassen. Eine vorläufige Aufzählung einiger nicht kontroverser Punkte mag zum Einstieg genügen. Die europäische Identität sei also im Folgenden verstanden als die Mentalität, die geprägt ist durch

- Pluralismus und Liberalität,
- Demokratie und Toleranz, insbesondere religiöse Toleranz,
- Propagierung der Menschenrechte und
- Offenheit für fremde Kulturen und Menschen.

Charakteristisch für ‚Europa' im kulturellen Sinn ist ferner ein

- Kult der Individualität, eine
- Vorliebe für die historische Perspektive, d. h. ein ausgeprägtes Geschichtsbewußtsein, zudem ein
- Fortschrittsglaube, der in seinem Kern Wissenschaftsglaube ist, und nicht zuletzt der

– Glaube an den ethischen Wert von Kunst und Kultur, die nur in Europa zu echten Konkurrenten der Religion werden konnten.

Eine unerhörte *Dynamik* auf fast allen Gebieten, die zu häufigen Revolutionen wissenschaftlicher, kultureller und politischer Art führten, wird man ebenfalls zum Kern der europäischen Wesensart zählen müssen. Ferner handelt es sich um eine *bürgerliche* Kultur, die die aristokratisch bestimmte Kultur der Renaissance und des Absolutismus abgelöst hat, zugleich eine *laizistische*, die die einst christlich dominierte Kultur ersetzt.

Insgesamt sei ‚Europa' als Kulturbegriff demnach verstanden als die offene, tolerante, pluralistische, von Absolutismus und Staatsreligion emanzipierte, geschichtsbewußte und wissenschaftsorientierte Kultur der bürgerlichen Gesellschaften nicht nur des alten Kontinents Europa, sondern

Abb. 1: Europa und der Stier

Europa kam nach dem Mythos aus dem Orient: die Tochter des Königs von Tyros wurde von Zeus in Gestalt eines jungen Stiers nach Kreta entführt. Das Bildmotiv – hier ein Vasenbild vom Anfang des 5. Jahrhunderts v. Chr. – wurde in der Kunst der Antike und der Neuzeit immer wieder neu gestaltet.

auch der von dort aus besiedelten und kulturell geprägten Kontinente Amerika und Australien.

4. Aber gehörten nicht auch Kolonialismus und Genozid, Kapitalismus als bloße Ausbeutung, Glaubenskriege, Nationalismus und Totalitarismus zu Europa? Das kann leider nicht bestritten werden. Die europäische Kultur zeigte vom 16. bis ins 19. Jahrhundert die gleiche Aggressivität gegen fremde Völker und Kulturen wie sie den Islam vom 7. bis zum 16. Jahrhundert, das mongolische Weltreich im 13. und 14. Jahrhundert ausgezeichnet hatte. In der Fähigkeit, sich selbst zu schädigen durch Glaubensverfolgung, durch Nationalismen und Totalitarismen steht Europa vielleicht sogar einzigartig da. Doch dürfen wir davon ausgehen, daß diese schrecklichen Dinge, die schwer auf unserem europäischen Gewissen lasten, inzwischen überwunden sind, überwiegend aus eigener Kraft, oder besser: durch die Bitterkeit der eigenen Erfahrungen. Wenn sich im Lauf unserer Analysen griechische Wurzeln des Negativen im Bild Europas zeigen sollten, so sollen auch diese nicht verschwiegen werden. Doch kann jetzt schon darauf hingewiesen werden, daß der Sklavenhandel und die Sklavenhaltung der europäischen Kolonialmächte keine historische Kontinuität hat zur antiken Sklaverei, schon gar nicht zur griechischen, die nicht rassistisch orientiert und, aufs ganze gesehen, weit weniger menschenverachtend war als die moderne, ferner darauf, daß die griechische Kolonisation nicht mit systematischem Genozid verknüpft war, wie es etwa bei der Eroberung von Nord- und Südamerika der Fall gewesen ist, und daß die altgriechische Kultur zwar die Tyrannenherrschaft kannte, mitunter mit wahrhaft scheußlichen Exzessen, daß sie aber nichts hervorbrachte, was sich mit dem modernen Totalitarismus nationalsozialistischer oder kommunistischer Spielart vergleichen ließe.

5. Diese Abgrenzung der griechischen Antike vom neuzeitlichen Europa im Negativen muß sogleich ergänzt werden durch die Feststellung, daß auch im Positiven meistenteils nicht direkte Kontinuität und bloße Abhängigkeit unserer Kultur von der griechischen Ursprungskultur vorliegt, die Entwicklung vielmehr durch Brüche und Sprünge gekennzeichnet ist, durch qualitative Umwandlung des Ererbten wie durch folgenreiche Neuansätze aus Eigenem.

Am Beispiel der Menschenrechte, die in so hohem Maße charakteristisch sind für das europäisch-westliche Denken, ließe sich das verdeutlichen: sie haben keine genaue Entsprechung in der Antike, weder in der römischen noch in der griechischen, doch kann man Vorformen der Menschenrechte in bestimmten Aspekten der römischen und der attischen Bürgerrechte erkennen; in jedem Fall aber haben sie ihre *letzte* Quelle in der hohen Wertung der Person im griechischen Individualismus und Humanismus, die von

den ursprünglich weder individualistisch veranlagten noch humanistisch denkenden Römern ab dem 2. Jahrhundert v. Chr. in ihre Kultur übernommen wurde. Als weitere wichtige Quelle des Menschenrechtsgedankens wird man aber auch die christliche Lehre nennen müssen, daß Gott jeden einzelnen Menschen liebt, und jeden in gleichem Maße.

Ein zweites, ganz andersartiges Beispiel kann das Gemeinte zusätzlich klar machen. Donatellos großartiges Reiterstandbild des Gattamelata, aufgestellt 1446/47 in Padua, war eine der bedeutendsten Innovationen der Renaissance-Kunst. Kontinuität zur antiken Kunst des Bronzegusses bestand nicht, da ja in einer langen Zwischenzeit niemand die Technik, die zur Herstellung von Großbronzen erforderlich ist, beherrschte. Aber im ganzen Mittelalter war in Rom das monumentale Reiterstandbild des Kaisers Marcus Aurelius zu sehen, das heute noch in Kopie auf dem Kapitol steht. Die Erinnerung an die antike, letztlich griechisch inspirierte Art, Feldherren und Herrscher darzustellen, blieb also stets erhalten. Donatello war zweifellos ein Neuerer von europäischem Rang, zugleich aber einer der Künstler, die am stärksten von Bildwerken der Antike beeinflußt waren.

Dieses letztere Beispiel aus dem visuellen und künstlerisch-technischen Bereich mag als Modell für die allgegenwärtige *indirekte Fortwirkung* der Antike dienen: das Bewußtsein, daß Wesentliches, ja Vorbildliches zwischenzeitlich verloren gegangen war, beflügelte nicht nur in der Kunst, sondern in fast allen Bereichen die Neuschöpfungen des werdenden Europa der Renaissance und der Neuzeit auch dann, wenn direkte Anknüpfung nicht gegeben war.

6. In diesem Sinne wird hier mehr von den allgemeinen Voraussetzungen und ersten Anfängen der typisch europäischen Grundhaltungen und Werte gesprochen werden als von ihrer endgültigen Ausbildung und Etablierung. Dieses Buch ist keine Übung in Rezeptionsgeschichte. Es konzentriert sich auf die Herausarbeitung der Eigenart der griechischen Ansätze, statt sich in die oft unübersehbaren Verzweigungen der Wirkungsgeschichte zu verlieren. Es ist auch kein Abriß der griechischen Geistesgeschichte und schon gar keine Literaturgeschichte, obwohl es, bei Homer beginnend, Wesenszüge der griechischen Kultur in historischer Abfolge bis zum Kosmopolitismus der Stoa thematisiert. Eine Literaturgeschichte müßte nicht nur sehr viel mehr Information über Autoren und Werke bieten, sondern auch die jeweilige literarische Form umfassend analysieren. Demgegenüber soll hier nur jeweils das in den Blick genommen werden, ohne das Europa nicht geworden wäre, was es ist.

7. Gleich zu Beginn soll der Leser wissen, daß sich der Autor der Unvollständigkeit seines Versuchs voll und ganz bewußt ist. Es wird hier

keineswegs alles, was wir den Griechen verdanken, berührt werden können. Die schmerzlichste Lücke betrifft die bildende Kunst. Ein Gang durch die großen Museen, besonders die Italiens, zeigt, wie radikal sich die Art, den Menschen zu sehen, verändert hat im Übergang vom Spätmittelalter zur Hochrenaissance, als wiedergefundene griechische Skulpturen die Plastik und indirekt auch die Malerei bestimmten. Das an solchen Kunstwerken geschulte Auge des Renaissancemenschen trug dazu bei, den Körper wesentlich anders zu werten als in den Jahrhunderten davor, oder in anderen Kulturen bis heute. Unsere Aesthetik der bildenden Künste war für Jahrhunderte griechisch bestimmt, wie schon bei den alten Römern, die für ihre Villen griechische Kunstwerke des 5., 4., und 3. Jahrhunderts v. Chr. zusammenkauften oder kopieren ließen, was für ihre Erhaltung ausschlaggebend wurde – ohne die römischen Kopien wäre unsere Kenntnis der griechischen Bildhauerkunst sehr unvollständig. Die Bedeutung der klassischen Antike für die Architektur der Neuzeit vom 15. bis zum 20. Jahrhundert, bis hin zur Wertschätzung des dorischen Stils als reine Funktionalität und als vollkommensten Einklang von Statik und Form in der avantgardistischen Architektur des frühen 20. Jahrhunderts, hat neuerdings der Kunsthistoriker Salvatore Settis dargestellt (Die Zukunft des ‚Klassischen', Berlin 2004). All diese Dinge können hier nicht zur Sprache kommen, nicht lediglich, weil sie den Umfang des Buches aufs Doppelte anschwellen lassen würden, sondern mehr noch, weil der Autor als Gräzist, d. h. als philologischer Interpret der Literatur, der Ideengeschichte und der Philosophie der Griechen für archäologische und kunsthistorische Interpretation nicht über die nötige volle Sachkenntnis verfügt. Wir dürfen aber nie vergessen, daß das Auge und das Formempfinden des europäischen Menschen den Griechen ebenso viel verdankt wie seine Wahrnehmung der Welt durch Literatur, Geschichtsschreibung und Philosophie.

8. Nicht unerwähnt bleiben soll ferner das Faktum, daß zur europäischen Kultur auch Dinge gehören, die bei den Griechen keine oder nur sehr schwache Wurzeln haben. Das wichtigste davon dürfte – abgesehen vom Christentum – das europäische Rechtsdenken sein, das vom römischen Recht herkommt, unter Einschmelzung verschiedener germanischer Rechtstraditionen. Auf dem Gebiet der Jurisprudenz aber verdankten die Römer den Griechen nichts.

Das Christentum vollends, mit dem das heutige Europa solche Schwierigkeiten hat, läßt sich einerseits betrachten als Teil der griechischen Tradition, insofern die Sprache der frühchristlichen Texte wie auch die der bedeutendsten Kirchenväter Griechisch war, und die Sprache mit der in ihr aufgehobenen geistigen Tradition auch die Inhalte notwendig mitprägt. Auch ist

bekannt, daß die in den Schriften des stoischen Philosophen Epiktetos und des Platonikers Plutarch greifbare Ethik von der frühchristlichen Auffassung von Mitmenschlichkeit nicht allzu weit entfernt ist. Andererseits aber steht das Christentum auch für das radikal Ungriechische an unserer Tradition, insofern mit dem Alten Testament die Texte einer Kultur in Europa Eingang fanden, die in vielen Hinsichten weder mit dem Griechentum noch mit dem Römertum harmonisiert werden konnte. Es hat also nicht alles, was die europäische Identität ausmacht, griechische Ursprünge. Aber ohne diese Ursprünge wäre Europa nicht das, was es heute ist.

9. Noch ein weiterer Punkt ist zu erwähnen, der zwar irgendwie sachfremd ist, aber gleichwohl nicht einfach übergangen werden kann. Die Beschäftigung mit der Antike wurde wiederholt unter Ideologieverdacht gestellt, zuletzt von Kulturtheoretikern und Bildungspolitikern der 68-er Richtung. Latein- und Griechischunterricht sei immer nur ein Mittel der Elitebildung gewesen seitens einer repressiven bürgerlichen Oberschicht, ein Vehikel der Vermittlung konservativer Ideologie. Statt dessen propagierten die Kritiker eine permissive Erziehung, die sich selbst als antiautoritär empfahl. Ob sie dieses Prädikat wirklich verdiente, darüber ließe sich trefflich streiten. Denn in der konkreten pädagogischen Arbeit bedeutete ‚antiautoritär' oft nicht mehr als die bequeme Verweigerung von Grundpflichten des Erziehers wie Aufsicht über die Arbeit des Schülers einerseits, Sanktionierung von Fehlverhalten andererseits, in der intellektuellen Orientierung stand ‚antiautoritär' meist nur für die Ersetzung der breiten Palette der Autoritäten der Tradition durch eine schmale Auswahl neuer Autoritäten (Marx, Freud, Brecht, Adorno). Nicht mehr streiten kann man aber über die Tatsache, daß die seit den 70-er Jahren betriebene Erziehung heute nicht nur von Politik und Gesellschaft, sondern selbst von weiten Teilen der progressiven Erziehungswissenschaft als Fehlentwicklung eingestuft wird. Mit gut fünfzehn bis zwanzig Jahren Verspätung hat man nun endlich die weitverbreitete Gewalt an den Schulen thematisiert. Die nicht neuen Klagen der Wirtschaft über die mangelnde Eignung von Schulabgängern für die verschiedensten Berufe werden endlich gehört, ebenso die Feststellung vieler Universitätslehrer, daß ein Teil der Studierenden nicht wirklich studierfähig ist.

Angesichts dieser Situation ist es nicht überflüssig festzuhalten, daß dieses Buch durchaus nicht als ein Beitrag zur bildungspolitischen Diskussion konzipiert ist. Keineswegs wird hier die griechische Antike als Heilmittel gegen die Fehlorientierungen und Versäumnisse der Pädagogik der letzten 40 Jahre ausgegeben. Wenn erst genügend Eltern erkannt haben werden, daß sie ihren Kindern keinen Gefallen tun, wenn sie sie im Verein mit der Schule systematisch unterfordern, wird sich der gegenwärtig schon be-

obachtbare Trend zu Latein- und Griechisch-Unterricht für immer mehr Schülerinnen und Schüler von selbst fortsetzen. Folglich braucht dafür nicht geworben zu werden. Für die Praxis wird hier also nichts propagiert. Der Autor ist weit davon entfernt, Herold einer bestimmten Ideologie zu sein. Der Verweis auf das jetzt allen offenkundige Scheitern der pädagogischen und bildungspolitischen Wende der 70-er Jahre des letzten Jahrhunderts erfolgte nur zum Zweck der Zurückweisung des Ideologieverdachts – die Richtung, aus der der Verdacht kam, war vielmehr selbst durch und durch ideologisch bestimmt.

Die Antike, und insbesondere die griechische Antike, läßt sich keiner Ideologie zu- oder gar unterordnen. Gewiß haben alle Gesellschaftsordnungen – die aristokratische, die bürgerliche, die nationalsozialistische, die kommunistische – versucht, sich die Griechen irgendwie einzuverleiben, ihre Errungenschaften und Werte für sich zu reklamieren. Doch auf die Dauer müssen solche Versuche scheitern. Ein ruhiger, primär *deskriptiver* Zugang zu den Griechen – im Gegensatz zum präskriptiven oder normativen Zugang der einstigen Klassikerverehrung – zeigt immer wieder neu, daß ihre Kultur nicht einer bestimmten Gesellschaftsordnung oder Ideologie dienstbar zu machen ist, sondern Werte und Orientierungen bereithält, die solchen Instrumentalisierungen durch ihren eigenen, nicht ephemeren Gehalt Widerstand entgegensetzen.

10. Abschließend sei daran erinnert, daß es prinzipiell nicht möglich ist, eine Sache in ihrer Besonderheit zu erfassen, ohne sie von anderen, der Art nach vergleichbaren Phänomenen abzugrenzen. Auch der hier zu gebenden Charakterisierung der europäischen Kultur als Erbin der griechischen wird daher ein komparatistischer Blick auf andere Kulturen immanent sein müssen. Es kommt hinzu, daß heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, jeder Versuch einer Vergewisserung über den eigenen Standort Europas unweigerlich im Horizont des Wettbewerbs – nicht notwendig des Zusammenstosses – der Kulturen steht.

Aus beidem folgt indes nicht, daß die folgenden Analysen und Wertungen eine Frontstellung gegen andere Kulturen beziehen müßten. Nur gelegentlich wird darauf hinzuweisen sein, daß sich die Griechen durch diese oder jene Eigenheit von der altorientalischen, der althebräischen oder altägyptischen Kultur unterschieden, oder daß diese oder jene Errungenschaft der Griechen allein in Europa aufgenommen wurde. Solche Grenzziehungen werden unpolemisch getroffen werden, sie wollen nur der Verdeutlichung dienen.

Der Verzicht auf Polemik entspringt weder einem vagen Pazifismus noch einem schwärmerischen Multikulturalismus, so als wären alle Kulturen von

sich aus auf friedliche Koexistenz mit allen anderen angelegt. Auf Kritik anderer Entwürfe im einzelnen kann vielmehr deswegen verzichtet werden, weil es ein generelles Kriterium für den Vergleich der Kulturen gibt. Dies ist die Fähigkeit einer Kultur zur Distanzierung von den eigenen Denkgewohnheiten und damit zur Selbstkritik und zur Anerkennung des Fremden. Die griechische Kultur hatte eine ausgeprägte Neigung zur Relativierung der eigenen Wertungen und zur (manchmal übertriebenen) Hochschätzung für die Kulturen des Ostens. Die christliche Kultur der Neuzeit hat erst in der Aufklärung gelernt, sich selbst in Frage zu stellen. Die geistige Umwandlung, die dieser „Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit" (Kant) mit sich brachte, bedeutete einen qualitativen Gewinn, hinter den es kein Zurück geben darf. So lange keine der großen außereuropäischen Kulturen – weder die chinesische, noch die buddhistische, noch die hinduistische, noch die islamische – auf eine Phase ihrer Geschichte verweisen kann, die der Aufklärung im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts entspräche, kann sich die Auseinandersetzung aufs Grundsätzliche beschränken: erst wenn gezeigt ist, daß eine der genannten Kulturen mit Aufklärung im Kantischen Sinne überhaupt verträglich ist, wird sie als Alternative zur europäisch-westlichen Weltsicht in Betracht gezogen werden können. Ohne diesen Nachweis wäre die Übernahme solcher Weltanschauungen und Orientierungen vor allem ein Verlust an Freiheit und intellektueller Redlichkeit (wenn auch vielleicht für manche ein Gewinn an Geborgenheit). Daß etwa dem Islam im Vergleich mit dem christlichen (oder vielleicht kaum noch christlichen) Abendland vor allem der Durchgang durch das reinigende Feuer der Aufklärung fehlt, ist oft und oft gesagt worden. Daß dies damit zu tun hat, daß der Islam vom Geist der griechischen Antike unberührt geblieben ist (abgesehen von einer kurzen Blüte des Aristotelismus, die naturgemäß ohne Breitenwirkung blieb), wird selten gesehen.

Am Ende der Lektüre dieses Buches wird dem Leser, so hofft der Autor, klar geworden sein, daß die historische Rolle und Fernwirkung der griechischen Rationalität und des griechischen Willens zu politischer und intellektueller Freiheit selbst die heutige Konfrontation der Kulturen noch besser zu verstehen lehren kann.

Kapitel 1

Homer und der europäische Literaturbegriff I: Die Ilias

Zu den wichtigsten Dingen, die wir den Griechen verdanken, gehört der moderne europäische Literaturbegriff. Daß das antike Griechenland diese Fernwirkung ausüben konnte, hat etwas mit dem Beginn der griechischen Literatur bei Homer zu tun.

Literatur in einem weiteren Sinn gab es und gibt es in fast allen Kulturen. Doch was dazu gehört und wie das, was in die Literatur eingehen soll, strukturiert sein muß, welche Stellung Literatur für das intellektuelle wie das gesellschaftliche Leben haben kann, das variierte von Epoche zu Epoche und von Kultur zu Kultur und variiert noch heute.

Die Relevanz des jeweiligen Literaturbegriffs für eine Kultur beschränkt sich nicht allein auf die aesthetischen Ziele und Erwartungen, die bei Produktion und Rezeption von Literaturwerken leitend sind. Die fiktionale Repräsentation der Wirklichkeit – wofür die Griechen schlichter *mímēsis*, ‚Nachahmung' sagten – in der Dichtung formt vielmehr die Art, wie die Angehörigen einer Kultur ihre Wirklichkeit überhaupt zu erfahren imstande sind. Die Wirkung der ‚Nachahmung' des Wirklichen auf den Menschen als ein Wesen mit aktiver Vorstellungsgabe (*phantasía*) ist von der Art, daß lebhafte und wiederholt eingeprägte Erfahrungen ‚nachgeahmter' Gefühle, Reaktionen und Urteile sowie der emotional stark engagierte Nachvollzug von Geschehensabläufen in zwingenden narrativen Strukturen die Sicht auf das vermeintlich nur ‚Nachgeahmte', in Wahrheit implizit neu Gedeutete, verändern und dauerhaft prägen. Die Mimesis, die notwendig von der Wirklichkeit als ihrem Modell ausgeht, bestimmt allmählich die Haltung zum und den Blick auf das Modell, in letzter Konsequenz die Formen, in denen wir die Wirklichkeit wahrnehmen. Insofern ist es ganz gewiß nicht eine Frage der bloßen Literaturtheorie, woher unser heutiger Literaturbegriff stammt.

Die These, die hier vertreten werden soll, besagt weder, daß Homer in der Frühzeit des Griechentums einen Literaturbegriff hatte wie wir heute, noch daß der spätere griechische Literaturbegriff sich inhaltlich unverändert durchhielt von der Antike bis in die Neuzeit. (Zur Zeit des Walthari-Liedes oder der höfischen Literatur um 1250 hatte Dichtung doch wohl eine andere Bedeutung und gesellschaftliche Funktion.) Hingegen läßt sich mit Grund

behaupten, daß der Literaturbegriff, der sich in Griechenland von der archaischen bis in die hellenistische Zeit, also vom 8. bis zum 3. Jahrhundert v. Chr., allmählich herausbildete, alle Epochen der europäischen Literaturgeschichte direkt oder indirekt geprägt hat, und darüber hinaus, daß es wohl keine historische Kultur oder Epoche gegeben hat, deren Literaturauffassung der neuzeitlichen europäischen näher stünde als die der Griechen.

‚Literatur' im späteren, engen Sinn kann es zur Zeit Homers – im späten 8. oder im frühen 7. Jahrhundert v. Chr. – nicht gegeben haben. Der Begriff trägt den der Schriftlichkeit in sich: *litterae* heißt Buchstaben, dann Schrifttum überhaupt. Die Literalisierung Griechenlands auf breiter Basis erfolgte erst im 5. Jahrhundert. ‚Literatur' im Sinne der ganz und gar vom Schriftgebrauch geprägten Kulturen ist auf kritische Leser angewiesen, die ein neues Werk vergleichend in einer Literaturtradition verorten können. Und Literatur ist nach heutiger Auffassung durchaus getrennt von Geschichte, Wissenschaft, Religion und Philosophie. Diese Abtrennung von Literatur als künstlerisch anspruchsvoller Fiktion von anderen Weisen schriftlich festgehaltener geistiger Weltbewältigung lag für die Zeit Homers noch in der Zukunft. Doch sie kam relativ bald, schon etwa zweieinhalb bis drei Jahrhunderte nach Homer – was für einen geistesgeschichtlichen Vorgang von dieser Komplexität als eine kurze Zeit gelten darf. Und sie kam, so viel wir wissen, nirgends früher als bei den Griechen.

Die Etappen dieses Prozesses und seine gesellschaftlichen Bedingungen können hier nicht im einzelnen nachgezeichnet werden. Statt dessen sei gleich das Ergebnis vorgestellt: bei Platon steht in der 1. Hälfte des 4. Jahrhunderts bereits eine Literatur- und Literatenwelt vor unseren Augen, die auf uns Heutige verblüffend zeitgenössisch wirkt. Im Dialog „Protagoras" sagt dieser hochberühmte Sophist, er halte die Fähigkeit, Dichtung zu verstehen und sachgerecht zu beurteilen, für den wichtigsten Teil der ‚Bildung' – Protagoras benützt das Wort *paideía*[1]. Dann führt er ein Gedicht des längst verstorbenen Dichters Simonides ins Gespräch ein, und siehe da: die Anwesenden kennen es alle, insbesondere Sokrates, der eine lange Interpretation dazu gibt. Es ist die erste in allen Details ausgeführte Literatur-Interpretation der Geistesgeschichte, ein faszinierendes Dokument, methodisch hochinteressant (es werden fast alle Fehler gemacht, die heute noch *en vogue* sind). In einem anderen Dialog fragt Sokrates den jungen Phaidros, ob man denn die Kunst des richtigen Schreibens in Literaturwerken jeder Art beurteilen können müsse – worauf Phaidros enthusiastisch dagegen

1 Platon, Protagoras 338 e7

fragt: ja warum sonst würde man denn leben wollen, wenn nicht wegen solcher intellektueller Freuden?[2]

Literaturkennerschaft als Lebenszweck und argumentierende und analysierende Verständigung über ein allen bekanntes Gedicht, d. h. in einem gemeinsamen geistigen Raum – so sieht das literarische Leben aus, das Platon durchaus nicht anachronistisch in die Zeit des Sokrates, ins späte 5. Jahrhundert, projiziert. In dieser Zeit sind auch die ersten Privatbibliotheken bezeugt. Aus dieser Art, mit Literatur umzugehen, konnte dann in Alexandrien um ca. 300 v. Chr. eine kritische Philologie wissenschaftlichen Zuschnitts entstehen, mit systematischer Sammlung und Sichtung der gesamten älteren Literatur, mit umfangreicher Editions- und Kommentierungstätigkeit, und nicht zuletzt mit der Kanonisierung älterer Werke, d. h. mit der wertenden Ordnung des Erhaltenen. Ob anderswo, in anderen Kulturen, jemals eine Beschäftigung mit klassischen Autoren aufgekommen ist, die den Namen einer kritischen, *wissenschaftlichen* Philologie verdient, wäre zu untersuchen. Daß in unserem Literatur- und Literaturwissenschaftsbetrieb der griechische Ansatz fortlebt, vermittelt durch die lateinische Antike und den Humanismus der Renaissance, dürfte klar sein. Doch was hat das mit Homer zu tun?

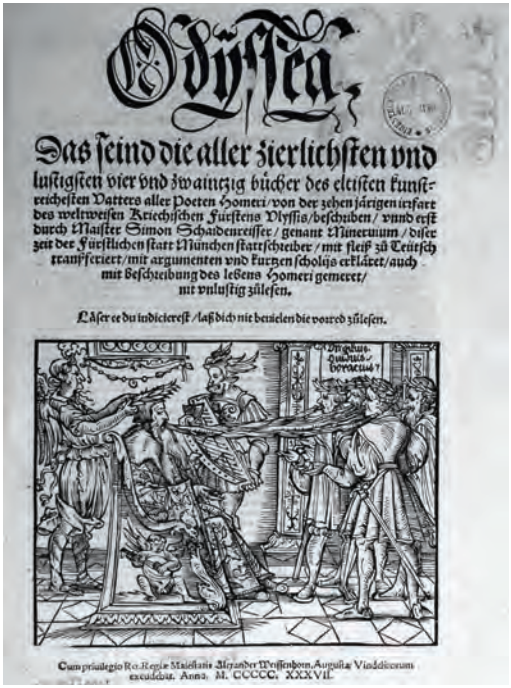
Zur Entstehung solch einer literarischen Welt wäre es bei den Griechen nicht gekommen, wären nicht am Anfang der griechischen Dichtung zwei überragende Werke gestanden: die Ilias und die Odyssee, die man im Altertum ein und demselben Dichter zuschrieb, eben Homer.

Daß alle alles aus Homer und Hesiodos lernten, stellte im 6. Jahrhundert bereits Xenophanes fest[3], nach ihm Heraklit und Herodot im 5. Jahrhundert[4]. Platon sah in ihm den Lehrmeister der Tragiker, einer seiner Ansicht nach gefährlichen Art von Dichtern[5]. Über die Omnipräsenz Homers im griechischen Kulturleben wäre viel zu sagen – aus der bildenden Kunst, aus der Philosophie und der Literatur ließe sich sein Einfluß gleichermaßen belegen. Die Rezitation der beiden Epen bei Festspielen vor großem Publikum blieb populär auch als ihre Sprache längst schon als archaisch und schwer verständlich empfunden wurde. Ihn zu verstehen, wurde im Lauf der Zeit zur Aufgabe der Bildung, der *paideía*.

Die Hochschätzung der Griechen für Homer ist aus dem Werdegang ihrer Kultur verständlich. Überraschend könnte hingegen wirken, daß andere Epochen ebenso empfanden. Ein hübsches Beispiel aus der deutschen Geis-

2 Platon, Phaidros 258 d7–e2.
3 H. Diels – W. Kranz, Die Fragmente der Vorsokratiker, Zürich ^{6}1952 = DK 21 B10.
4 Heraklit: DK 22 B57; Herodot 2.53.
5 Platon, Politeia 595c, 598d, 607a.

Abb. 2: Homer ‚inspiriert' die europäische Dichtung



Die großen Dichter der römischen Klassik empfangen den Atem (spiritus) des Dichterfürsten. Holzschnitt von Andreas Weissenhorn auf dem Titelblatt der Odyssee-Übersetzung von Simon Schaidenreisser, Augsburg 1537.

tesgeschichte bietet das Frontispiz der 1537 erschienenen Übersetzung der Odyssee von Simon Schaidenreisser. Hier ist Homer im Profil dargestellt, auf einem würdigen Thron sitzend. Von hinten bekränzt ihn eine geflügelte Frauengestalt, zweifellos die Muse, mit einem großen Lorbeerkranz. Von seinem Mund geht ein (zeichnerisch sichtbar gemachter) Atem aus: die *inspiratio*, die dichterische Eingebung. Vor dem thronenden Homer stehen vier Männer, gleichfalls mit Kränzen, wenn auch mit kleineren, geschmückt, und empfangen in ihren Mündern den vom Dichterfürsten ausgehenden Atem. Drei Namen sind beigeschrieben: Virgilius Ovidius Horacius – also die Namen der römischen Dichter, die als Inbegriff hoher Literatur galten.

Diese Illustration, ca. 2200 Jahre nach Ilias und Odyssee entstanden, drückt in der Bildsprache des Humanismus eben das aus, wovon hier die Rede ist: Homer bestimmte den europäischen Literaturbegriff. Schaidenreissers

Frontispiz entsprach keineswegs einer privaten, neuartigen Sicht, sondern illustrierte nur, was damals allen geläufig war.

Wie sieht aber nun das Werk aus, das am Anfang stand und bis heute seine Faszination nicht verloren hat? Und was waren seine Voraussetzungen?

Die Ilias, die nach heute allegemein verbreiteter Ansicht ein bis zwei Generationen vor der Odyssee entstand und für diese in mancher Hinsicht das große Vorbild war, kommt ihrerseits nicht aus dem Nichts. Es muß eine griechische Tradition der Mythen und des epischen Gesanges gegeben haben, die bis in die mykenische Zeit hinaufreichte. Das bloße Faktum, daß in der Ilias die griechischen Truppen vor Troia von Agamemnon, dem Herrscher von Mykene, angeführt werden, weist auf politische Verhältnisse des 2. Jahrtausends v. Chr. Die Ilias zitiert Geschichten aus anderen Sagenkreisen, z. B. die Meleagros-Geschichte und die Bellerophontes-Sage. Man hat den Eindruck, daß sie Vorhandenes komprimiert und adaptiert. Über eine wesentliche Strecke der Ilias hin scheint der Dichter die Memnon-Sage zugrundegelegt, umgeformt und vertieft zu haben[6]. Die Erforschung der griechischen ‚Quellen' der Ilias führte auf eine große Vielfalt von epischen Gestaltungen, die der Dichter kannte[7], und zwar als mündliche Gesänge kannte. Doch wie diese aussahen, weiß man nicht. Weder über ihre Sprache noch über ihre Metrik besteht Einigkeit. Ist die Kunstsprache, deren sich Homer bedient, ererbt aus langer Tradition, oder wurde sie von ihm selbst in einem unerhörten Kraftakt geschaffen? Beides hält man heute für denkbar. Gab es eine äolische Phase der Ependichtung vor der ionischen? Man weiß es nicht. Ist der Hexameter bei Homer alt oder gerade erst erfunden? Sichere Kriterien gibt es nicht. Nur über eines scheint sich allmählich ein Konsens abzuzeichnen: daß die ca. 16 000 Verse der Ilias sehr früh aufgeschrieben wurden, wenn das Epos nicht schon schriftlich konzipiert wurde. (Fast 200 Jahre hatte die Wissenschaft seit F.A. Wolfs *Prolegomena ad Homerum* (1795) geglaubt, die Zeit Homers habe die Schrift noch nicht gekannt – archäologische Funde haben das inzwischen vielfach widerlegt.) Mit schriftlicher Dichtung vor der Ilias rechnet aber niemand.

Es gibt aber noch einen anderen Bereich von ‚Quellen der Ilias', und über diesen wissen wir mehr. Das ist die altorientalische Dichtung, beginnend mit dem sumerischen Gilgamesch-Epos, das in den mesopotamischen und den angrenzenden Kulturen in zahlreichen Fassungen verbreitet war. Es gibt eine Reihe von motivischen Übereinstimmungen zwischen Gilgamesch-

6 W. Schadewaldt, Einblick in die Erfindung der Ilias. Ilias und Memnonis (1951), in: W. Schadewaldt, Von Homers Welt und Werk, Stuttgart ^{3}1959, 155–202.

7 W. Kullmann, Die Quellen der Ilias (Troischer Sagenkreis), Wiesbaden 1960.

Epos und Ilias, die recht spezifisch sind – sie werden weiter unten zur Sprache kommen. Neben literarischen Themen und Motiven erscheinen aber auch bestimmte Stileigentümlichkeiten, bildliche Vorstellungen und sprachliche Ausdrücke, die Parallelen in der altorientalischen Literatur – nicht nur im Gilgamesch-Epos – haben. Diese Dinge sind seit Franz Dornseiff (um nur einen der Pioniere in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu nennen) inzwischen recht gut erforscht, vor allem in Arbeiten von Walter Burkert und Martin West, dessen Werk „The East Face of Helicon" eine Fülle von Belegen versammelt[8]. Danach darf es als gesichert gelten, daß die frühe griechische Epik im einzelnen sehr viel vom Alten Orient übernommen hat.

Ein Bewußtsein eines orientalischen Einflusses in diesem Bereich hat es bei den Griechen zu keiner Zeit gegeben. Uns Heutigen scheint dieser Einfluß indes eine geistesgeschichtliche Realität zu sein. Um zu sehen, wie weit er reichen mag, ob er über stilistische und motivische Anklänge hinaus auch den Kern der dichterischen Konzeption betrifft, ist es nötig, die beiden Epen kurz vorzustellen, dann vergleichend zu charakterisieren.

Zunächst die Ilias. Die Handlung beginnt mit einer Hikesie, d. h. mit der flehentlichen Bitte eines Macht- und Schutzlosen vor dem Mächtigen: der Apollon-Priester Chryses will seine Tochter zurückhaben, natürlich für ein großes Lösegeld. Agamemnon aber jagt ihn in entehrender Weise davon, die Tochter werde für immer sein Kebsweib bleiben. Apollon rächt den Frevel, indem er die Pest ins Lager der Griechen sendet. Nach neun Tagen beruft Achilleus eine Heeresversammlung ein, es geht um die Ursache und die Beendigung der Seuche. Der Seher Kalchas nennt die Ursache. Agamemnon muß die Tochter des Chryses zurückgeben – aber zur Entschädigung nimmt er sich eine andere Kriegsbeute, die junge Briseis, die indes schon dem Achilleus rechtmäßig zugeteilt worden war. Die Wegnahme der Briseis durch den Oberkönig vor dem versammelten Heer empfindet Achilleus als unsägliche Ehrverletzung. Er will Agamemnon auf der Stelle töten, beherrscht sich aber im letzten Moment und erklärt, daß er unter diesen Bedingungen nicht mehr am Kampf teilnehmen werde. Und er tut noch mehr: er veranlaßt seine Mutter, die Meeresgöttin Thetis, Zeus zu bitten, er solle im Kampf den Troianern den Sieg geben, damit die Griechen merken, was sie ihm angetan haben. Dies führt zur zweiten Hikesie im Epos: Thetis vor Zeus auf dem Olymp. Der Gott versagt sich – im Unterschied zu Agamemnon – der flehentlichen Bitte nicht.

8 F. Dornseiff, Homerphilologie, Hermes 70, 1935, 241–244; W. Burkert, Die orientalisierende Epoche in der griechischen Religion und Literatur, Heidelberg 1984; M.L. West, The East Face of Helicon, Oxford 1997.

Die Verwirklichung der Zusage des Zeus an Thetis, die Ehre ihres Sohnes wiederherzustellen, gestaltet der Dichter in überaus spannungsreicher Weise. Zeus ist zwar der oberste Gott, doch gibt es auch für sein Wollen ein Hindernis, nämlich daß die drei großen Gottheiten Here, Athene und Poseidon den Untergang Troias um jeden Preis wollen und auch eine vorübergehende Schwächung der Griechen nicht begrüßen. Es wird noch viel troianisches Blut vergossen, bis Zeus diese Götter endgültig davon abbringen kann, den Griechen zu helfen. Zwischendrin wird Zeus durch die erotische Verführung seiner Frau Here davon abgehalten, die Durchführung seines Planes zu überwachen – Unernst auf der göttlichen Ebene kontrastiert mit dem tödlichen Ernst des Kampfes unter den Menschen. Auch auf der menschlichen Ebene weiß der Dichter viel Retardierendes einzuführen. So kommt es beinahe zum Abbruch der ganzen Unternehmung, weil die griechischen Truppen den zehnjährigen Krieg längst satt haben und nach Hause wollen.

Schließlich geschieht aber doch das, was Zeus beschlossen hat: Die Troianer dringen siegreich vor. Da senden die Griechen in der Nacht zwischen dem zweiten und dritten Kampftag eine Gesandtschaft zum zürnenden Achilleus. Das ist die dritte Hikesie im Epos. Achilleus soll gegen ungeheure Kompensationsgeschenke von Agamemnon und die Rückgabe der Briseis wieder am Kampf teilnehmen. Doch er kann seinen Zorn und seine Verbitterung nicht überwinden, die Gesandtschaft kehrt unverrichteter Dinge zurück. Der Kampf geht weiter, die Troianer, die bis zu den Schiffen der Griechen vordringen, sind so übermächtig, daß schließlich Achilleus' Freund und Gefolgsmann Patroklos ihn bittet, in seinen Waffen den bedrängten Kampfgefährten zu Hilfe kommen zu dürfen. Hier nun gibt Achilleus nach – in der falschen Weise. Patroklos ist kurze Zeit sehr erfolgreich, bis er von Hektor nicht nur getötet, sondern auch der Rüstung, also der Rüstung des Achilleus, beraubt wird.

Achilleus muß nun erkennen, daß er selbst am Tod seines engsten Freundes schuld war. Er ist entschlossen, diesen Tod zu rächen durch Tötung des Hektor. Es hält ihn nicht ab, daß seine Mutter ihm klar sagt, daß gleich nach Hektor auch ihm der Tod bereit ist. „Gleich will ich tot sein", ist seine Antwort – da er dem Freund den Tod nicht abwehren konnte, ist die Rache für ihn verpflichtend.

Achilleus ist also zum Kampf bereit. Es kommt zur Aussöhnung mit Agamemnon, er bekommt die überreiche materielle Kompensation und Briseis zurück – doch das alles ist inzwischen unwesentlich geworden. Es geht nur noch darum, Patroklos zu rächen – aber damit auch, implizit, um Achilleus' nahe bevorstehenden Tod. Nach einer weiteren großartigen

Kampfschilderung (mit dem retardierenden Element des Götterkampfes) begegnet Achilleus Hektor vor den Toren Troias, jagt ihn dreimal um die Stadt, bis er sich stellt und von Achilleus getötet wird. Der Sieger bindet den Leichnam des Besiegten an seinen Streitwagen und schleift ihn triumphierend ins Griechenlager. Es folgen die Bestattung des Patroklos und Leichenspiele zu seinen Ehren.

Doch der Groll des Achilleus ist auch jetzt noch maßlos und unbezähmbar. Obwohl der Freund gerächt und bestattet ist, fährt Achilleus fort, Hektors Leichnam um das Grab des Patroklos zu schleifen. Er tut das so lange, bis die Götter selbst auf dem Olymp beschließen, dem Frevel ein Ende zu setzen. Was nun geschieht, ist also Götterwille, zugleich aber auch von den menschlichen Akteuren selbst verantwortet. König Priamos begibt sich nachts alleine ins Griechenlager zu Achilleus, fällt vor ihm nieder und fleht ihn an, den Leichnam seines Sohnes für die Bestattung in Troia herauszugeben. Es ist die vierte große Hikesie der Ilias. Achilleus ergreift tiefes Mitleid mit dem alten König, er gibt seiner Bitte nach, er bewirtet ihn überdies als Gast, Priamos schläft sogar in der Hütte des Achilleus. Im Morgengrauen führt er den Leichnam auf einem Wagen nach Troia zurück. Mit der knappen Schilderung der Bestattung Hektors schließt das Epos.

Was ist nun das Besondere an dieser Gestaltung des Mythos? Was daran ist so außergewöhnlich, daß es Maßstäbe setzen konnte?

(1) Auffällig ist die Konzentration der Handlung auf einen kurzen Zeitabschnitt: aus dem 10-jährigen troianischen Krieg wird die Handlung von nur 51 Tagen berichtet; das Geschehen, das *detailliert* vorgeführt wird, konzentriert sich sogar auf 14 Tage und 5 Nächte. In diesen 51 Tagen erleben wir das Aufflammen des leidenschaftlichen Zornes des Achilleus, seine Verhärtung und schließlich die Überwindung des Affektes nach unendlichem Leid.

Diese Raffung auf einen kleinen Zeitraum und ein einzelnes Geschehen ist ein genialer Kunstgriff, dessen Bedeutung schon Aristoteles[9] erkannt hat. Sie gibt dem Epos eine unerhörte Dynamik und Dramatik, die bei kontinuierlicher Erzählung der Ereignisse der zehn Jahre des Krieges nicht zu erreichen gewesen wäre. Wir werden Zeugen eines begrenzten Dramas im unendlichen Geschehen des großen Krieges.

(2) Entsprechend dem dramatischen Charakter der Dichtung läuft fast alles in dialogischer Form ab. Gut die Hälfte der Ilias besteht aus direkter Rede. (Die differenzierte Kunst der Charakterdarstellung durch die Art, wie die einzelnen Personen reden, kann hier nicht einmal angedeutet werden.)

9 Aristoteles, Poetik 1459 a30–37.

(3) Der Dichter der Ilias praktiziert eine wunderbare Kunst der Retardation. Das hat moderne Kritiker verwirrt, man glaubte Passagen verwerfen zu müssen, die nicht unmittelbar zielführend scheinen. In Wirklichkeit wird durch scheinbares Ablenken vom Hauptgeschehen Spannung aufgebaut und ein angemessener Hintergrund geschaffen. So hören wir vom Beinahe-Abbruch des Krieges im zehnten Jahr: wir können die Entbehrungen und die Erschöpfung der Truppen ermessen. Es wird zurückgegriffen auf die Zeichen der Götter, die am Anfang des Krieges standen: wir spüren wiederum die Weite des Zeitraumes und die Bedeutung des Geschehens. Neben dem Rückgriff auf den Anfang stehen Vorausdeutungen auf das Ende.

(4) Das ist nicht nur erzähltechnisch wegweisend, es macht auch die Ilias, die scheinbar nur das Lied vom Zorn des Achilleus ist, doch auch zum Gedicht vom troianischen Krieg als ganzem. Statt linearer Erzählung bietet Homer Analyse, die das Geschehen schrittweise erhellt. Die letzte Ursache des Krieges, das Parisurteil, erscheint erst im letzten Buch in knapper Andeutung. Erst hier wird alles klar: der troianische Prinz Paris hatte die großen Göttinnen Here und Athene beleidigt, indem er sie, als sie sich zu einem Schönheitswettbewerb in sein Gehöft auf dem Ida begaben, gegenüber der Liebesgöttin Aphrodite zurücksetzte. Der Haß Heres und Athenes gegen Troia, der im Epos mehrfach zur Sprache kam, aber stets ohne Begründung – dieser Haß, der die früh im Epos gemachte Prophezeiung „Kommen wird der Tag, an dem die heilige Ilios untergehen wird“ (Ilias 4.164, 6.448) zur Gewißheit macht – ist Folge eines Vergehens eines Sprosses des Königshauses von Troia. Der Schönheitswettbewerb dreier Göttinnen, den der alte Mythos erzählte, wird im Verständnis des Dichters der Ilias zur schicksalhaften Entscheidung für Paris, stellvertretend für sein Volk, zwischen drei Lebensformen. Seine Entscheidung für Aphrodite ist so nicht mehr ein Urteil über weibliche Schönheit, sondern die ethisch verkehrte Wahl der „leidigen Wollust“ (24.30): denn Aphrodites Belohnung für seine Entscheidung war Helena, die nur durch Bruch des Gastrechtes und des Eherechtes zu gewinnen war. So erhielt Paris zwar für zehn Jahre die schönste Frau, dazu aber auch die Vernichtung seines Volkes, das sein Unrecht nicht korrigierte.

(5) Zwei Völker stehen sich gegenüber: die vereinten Griechen, ‚Panachaioi‘ genannt, und die Troianer mit ihren kleinasiatischen Verbündeten. Also Europa gegen Asien, so hat schon Herodot im 5. Jahrhundert den Konflikt verstanden. Homer selbst sieht ihn zweifellos in sozusagen ‚welthistorischer‘ Perspektive, auch wenn es einen Begriff von ‚Weltgeschichte‘ noch nicht gab: die Bedeutung des Krieges wird angezeigt mittels der

Lenkung durch den obersten Gott und die lebhafte Teilnahme aller großen Götter am Geschehen vor Troia. Die Gegner in diesem großen Konflikt sind aber gleichrangig. Homer kennt kein abwertendes Wort wie ‚Barbaren' für die Nichtgriechen. Sie haben dieselben Sitten (abgesehen von der Polygamie des Priamos, dem einzigen ‚orientalischen' Zug der troianischen Gesellschaft) und dieselben Götter wie die Griechen. Die Griechen haben insgesamt eine erdrückende Überzahl, und auch in den einzelnen Kampfhandlungen gelingt ihnen weit öfter eine erfolgreiche Aktion als den Troianern. Dennoch konnten sie in zehn Jahren das viel kleinere Heer der Gegner nicht besiegen. Zum Vergleich halte man dagegen etwa die unermeßliche kämpferische Überlegenheit der Burgunder im Nibelungenlied, die im Palast König Etzels binnen kürzester Zeit ganze Berge von Hunnenleichen vor sich auftürmen. Solch implizites Verächtlichmachen des Gegners kennt die Ilias nicht (das ungehemmte Morden des Achilleus in der Schlacht nach dem Tod des Patroklos ist anders zu verstehen: es steht für die unermeßliche Wut und den Schmerz eines Kämpfers von göttlicher Abstammung, betrifft aber in keiner Weise den Vergleich der beiden Völker). Es gibt keinen Nationalismus in der Ilias, soweit ein Bild der beiden Völker als ganzer vor dem Auge des Lesers entsteht. Was aber die Individuen betrifft, so kann man fast sagen, die Troianer seien humaner und sympathischer gezeichnet als die Griechen. Gestalten wie Hektor und Andromache, Hekuba und Priamos sind mit besonderer Wärme porträtiert.

(6) Vor diesem Hintergrund der gleichsam welthistorischen Auseinandersetzung spielt sich das tragische Schicksal der zwei Hauptthelden ab: des Achilleus und des Hektor. Achilleus ist im Recht, seine verletzte Ehre zu wahren, aber er verhärtet sich und versteigt sich zu inhumaner Unnachgiebigkeit, ist also spätestens nach der nächtlichen Gesandtschaft der Griechen im Unrecht. Doch er kann nicht zurück, sein Stolz zwingt ihn auf den falschen Weg. Der von ihm verschuldete Tod seines Freundes Patroklos aber läßt ihm keine andere Wahl als dem eigenen Tod ohne Zögern entgegenzugehen. Achilleus weiß, was ihn erwartet, wenn er Hektor tötet. Er muß es gleichwohl tun, um Patroklos wenigstens im Tod nicht zu verraten. – Hektor hingegen kämpft nicht für seine eigene Ehre. Er verteidigt seine Stadt. Die Sympathielenkung des Dichters ist lange Zeit bei ihm. Doch auch Hektor versteigt sich, er glaubt über die Griechen und über Achilleus siegen zu können. Erst beim Endkampf sieht er klar, als es zu spät ist. Seine Tragik ist völlig anderer Art als die des Achilleus, aber nicht minder bewegend.

(7) Unglaublich intensiv ist Homer im Aufzeigen der Inhumanität des Kriegs. In vier langen Schlachtenschilderungen erleben wir unendliches Morden auf beiden Seiten. Am schrecklichsten ist, wie Achilleus in seinem